

**Offener Schreibbrief von Lizzie Hansstengel.**



No. 527. Letzte Woche bin ich Räsperries eingelocht, bisahs der Philipp, was mein Hasband is, gleich die am Beste von alle Berries in die Buwe gleiche se auch artig gut. Der Haupt-Riesin is awider, weil se ein schewerit Frucht sin. Sehn Se, mer kann se zu fo viele Dinger juhe. In die erschte Vein duht es sein tehte, wenn mer se auf e Stüd Brot sprede duht; das wisse auch die Rids; die peite sich den Schellie finge-schid an das Brot un das is was ich en Weht rufe. Dann dente Se nur amal wie schweil se mit en Pann-keht gehn. Ich juhe mein Räsperrie-Schellie auch immer wenn ich Nah-nachtschlede hade. Bisides das macht es auch en feine Drint, wenn mer sich e wenig in e Glas Wasser duhn duht. Also for e lange Storie forz zu mache, ich hen sinweija Gläses voll getriet, wenn ich auch noch die Amantithee, wo ich von die Berries gekauf hen, put-tinier hunnert Gläses voll hätt friege solle. Ich weis nit, ob das an erkunt von schodt Meischer is, oder ob die Buwe heimlich an die Berries gerathe sin un sich geholte hen, awider ich woll da weiter kein Noß drinwer rehte; ennihau deht es mich auch kein gut duhn un es deht nur e Schellie frie-lina gewene. Ich hen die Gläses in den Keller for en Dag stein lasse, bi-fohr daß ich se zugemacht hen. Wie ich am nächste Dag in den Keller kom-me un mit dem ganze Stolz von e gute Hausfieder die Früchte meines Räsperrie betrachte, da is es mich in mein Kopp komme, die Gläses noch amal inwer zu zähle nu was wen? Se dente, inhet von sinweija Gläses sin es nur noch neimunkufzja gewese! Ich hen grad gefühlt als ob ich „Botes, help un Wörder“ hätt hal-lern solle. Off Rohrs hen ich so schnell wie ich erkunt hen e Berch mit die Buwe angeheilt, awider da hätt ich se auch grad so gut fraue lö-nne, ob einer von se den Nordpol ent-deckt hätt. Reiner hat ebbs von den Schellie gewußt un se hen all hoch un dleier geschwore, daß se noch nit amal in den Keller aewese sin, gor nit zu rede von Schellie schweije. Ich hen auch den Philipp gefragt, awider das alte Kamel hat nit amal gewißt ge-habt, daß ich Schellie gemacht hen. Wenn der Wedesweiler e neies Rehts täppe duht, das weis er ganz genau.

Well, ich hen mich vorgenommen, am nächste Morgen die Gläses zugum-che, un in mein Schrant in Fruchtfeller einzufschle. Wie ich awider am nächste Morgen mit den Schapp starte will, da hen ich puttinier die Ritz trill. Da hen mei Gläses immerer-kaunt un da sin es nur noch fuzja ge-wese! Seltes Ding is mich doch zu dum un vorgetomme. Ich hen zu mich gesagt, daß es vom Standpunkt der menschliche Stomed-Stoppiffitze ebbs un-mögliche was, in zwei Daa mit zwanzig Gläses Schellie ewega duhn. Well, ich hen mei Gläses gefeilt un hen se eingelocht un hen den Reht in mei Badet gedahn. Wenn ich jetzt so meine Schippenge un mei Teim un meine Arweit inwer gesidert hen, dann hen ich ausgefunne, daß mich die fuzja Gläses Schellie so viel geot hen, daß ich se for den Preis in Drodhtort hätt kaufe könne, un dabei noch Geld gefeilt hätt. Es hat noch amal e Amweilchschben un e Gtämminschben gewene awider ich hen nids dabei aus-gefunne, edzept die Frädt, daß ich zwanzig Gläses Schellie schei war un fell hen ich auch schon vorher gewist. Das Ding hat mich keine Ruh gefeilt. Da sin zu die Wedesweiler gange un hen die mich Wihorschen verjücht un hen sie auch gesagt, daß keines von die Rids ebbs damit zu duhn hätt. Sie hat mich ganz ruhig mit zugehört un hat kein Wort gesagt. Wie ich mit meine Storie fertig war, da hat sie ge-schurt. „Lizze, hat se gesagt, ich will dich amal ebbs sage: wenn du meddie dente duht, daß ich odder der Wedes-weiler dein Schellie geschweipt hen, dann bist du auf den Holyweg. Du verzählt mich das alles in fo en Ton, daß puttinier gar kein Daut mehr inwrig bleibe kann, daß ich mit dein Schellie aufgemischt sin. In die erich-te Vein duhn ich nids schweipe un dann noch e anneres Ding, hen ich von dein Schellie gar nids gewist un was der impohentste Dheil is, ich, alsie ennihau dein Schellie gar nit. Ich gleiche nur den, wo ich selbst mache, da weis ich wie er gemacht is un daß alles kein is, un bei annerer Zeit weis ich das nit. So, leht weis du, was ich von die Sach dente un leht menschen das Sobchd Schellie nit mehr bei mich, sonst kannst du noch ebbs annerichter hore.“

Witter Edithor, hen Se schon so e

böses Maul gehört? Ich hen kein Wort dazu gesagt, awider ich hen e ganze Litt gedenkt. Zwei Dag höiter komm ich widder amal in mei Keller un hen e wenig aufklene wolle, da sin ich binnia die Diehr von den Frucht-eller e Bierlechte. Ich hen getriet es zu lifte, awider da hen ich genohit, daß es voll war. Bei Galle hen ich ge-dent, soll der Philipp meddie ganz vergesse hen, daß e Reht Bier im Haus is? So ebbs war nit gut mög-lich gewese. Der Spunde is nur gar, los drin gewese un wie ich ihn aufge-macht hen, da is mich das liebliche Fiehlwer von Räsperries entgegenkom-me. Ich hen e wenig in e Glas ge-füllt un da is mich das Disseppiere von mein Schellie kein Sietret mehr gewese. Mitaus Daut hen die Buwe gehört wie ich gesagt hen, daß mer mit den Schellie en gute Drint mache könn; se hen sich zwanzig Gläses Schellie geschweipt un hen damit e ganzes Reht voll Drint gefischt, so daß se en gute Supplei gehabt hen. Well, diesmal gibt es awider ebbs schredliches. Mit beste Riegarde's Yours

Lizzie Hansstengel.

**Das Einzige.**

Patient (der vor langer Zeit von einem Automobil überfahren wurde): „Mein Kompliment, Herr Sanitäts-rath; ich kann wieder laufen und ar-beiten; die Nase ist vorzüglich geheilt, ebenso die Wunde am Hinterkopf; auch habe ich keine Kthembeschwerden mehr und das Herzpochen ist vergan-gen.“

Arzt (sanft): „Na, nur die Rechnung ist noch nicht bezahlt!“

**Erkandt.**

Stark verschuldeter Lebemann: „So glauben Sie mir doch, anädiges Fräu-lein, ich bete Sie an!“

Reiche Erbin: „Na, ja, R o t h lehrt beten!“

**Ein guter Patient.**

„Wie trifft man Dich auch mal wieder im Wirthshaus? Ich dente, der Arzt hat Dir das Biertrinken unter-sagt!“

„Na natürlich — aber augenblicklich ist er verzeiht.“

**Der Diplomat.**

Baron Klingenheim will eine Dame zum Tanze engagiren, kennt aber die ihr zukommende Titulatur nicht. Er macht eine tadellose Verbeugung: „Schöne Dame, darf ich bitten? Und als sie annimmt, fährt er fort: „Bitte um Entschuldigung, daß ich eine Ti-tulatur wählt, die nicht ganz passend ist.““



Ein Zukunfts-Automobil für starke Ra-minen.



„Sarah, der neue Musiklehrer von un-serer Hofa is doch a unhöflicher Mensch. Wie ich will getrennt da bisse! ahören, gleich hat er gerufen: Forte, forte!“



Dichterin: „Die Gedichte, die ich Ihnen sandte, enthalten die innersten Geheim-nisse meines Herzens.“

Verteiger: „Seren Sie ganz beruhigt, es wird sie niemand außer mir erka-zen.“

**Mecklenburg-Schwerin.**

Schwerin will nicht mehr nur die schmucke, ruhige Residenz, es will auch Verkehrsstadt sein. Das alte Hotel du Nord, in dem sich oft Schwerins kün-sterliche Geselligkeit abspielte, ist vom Erdboden verschwunden, ein neues, modernes Hotel soll entstehen. Vor den Fenstern meines Hotels breitet sich ein Gewässer, der Pfaffensee, der von lan-gen Häuserreihen umrahmt ist; man wird an Hamburgs Jungfernstieg, dem die Alter den aparten Reiz ver-leiht, erinnert. Das Gebimmel der elektrischen Bahnen bringt zu mir. Auch so eine Neuerung! Bis zum Dezember des Jahres 1908 kannte man etwas Derartiges nicht in Schwere-in, nur Schwerin in deutschen Lan-den vielleicht die einzige Stadt von 45.000 Einwohnern, deren Straßen-ruhe weder durch das Geläute einer Pferde- noch gar einer elektrischen Bahn gestört wurde. Das ist nun ebenfalls vorbei.

Wenn man aus Schwerin auch eine größere Verkehrsstadt machen will, für die in erster Reihe doch eine Ver-besserung der bis jetzt sehr mangel-haften Bahnverbindungen nöthig ist — solange sein Schloßplatz bleibt, bleibt es trotzdem eine der schönsten deutschen Residenzen. Dieser Schloßplatz bildet ein Ufer des großen Schweriner Sees, an dessen Gestaden die Ruderhäu-schen aufragen und die partartigen Promenaden sich hinziehen. Hier lust-wandeln die Schweriner, mehr noch die Schwerinerinnen, lädlichliche, ge-und aussehende Mädchen, die sich auf ihre dünne Spazierstöckchen stützen. Diese Residenz kennt auch den Luxus, das merkt man an den präziösen Spa-ziergängerinnen an. Schwerin liebt die Geselligkeit, die aus dem Klein-Residenzlichen zum Großstädtlichen neigt. Dieser Kopp von Spaziergän-gern und Spaziergängerinnen, von Radlern und Radlerinnen, von Rei-tern und Reiterinnen, dieser Kopp an den Ufern eines weiten Sees im Lichte der auf den Wasser glänzenden Sonnenstrahlen, im Schatten der hochtra-genden Bäume ist ein Schauspiel, das einem Ausschritt aus einem lebensvol-len Badetreiben gleich.

Wie ein Brunnen aus einer In-sel erhebt sich das großherzogliche Schloß. Ein Bau — trotz seiner weiten Dimensionen — von entzückender Anmuth. Säulen u. Portale, Thürme, Thürmchen. Erster, große und kleine Standbilder zieren seine Fronten. Die Mitte der Vorderfront dieses mit Barockpracht durchsetzten Renaissance-Baus ist von romantischer Schönheit. Große und kleine Nischen unterbrechen sie; hoch oben in der größten Nische sitzt ein Ritter auf seinem Hofsse. „Niciot I.“ steht in goldenen Lettern unter dieser Statue.

Niciot I., König der Obotriten, gilt als der Stammvater des mecklenburg-ischen Fürstengeschlechts, das sich rühmt das älteste unter Europas Herrscher-häusern zu sein, und der Name Schwere-in soll dem Slawischen Zuarin, das so viel wie Kulturstadt bedeutet, entsam-men. Dieses Schloß, dessen innerer Prunt dem äußeren entspricht, das ein-en reichen, nicht allzutrohen Thron-saal, einen ganz in Gold gehaltenen Saal, der großen Festlichkeiten dient, und eine Waffenhalle aufweist, in der die alten Ritterrüstungen von triegerischer und die leuchtenden Farben der Glasfenster von künstlerischer Vergan-genheit zeugen, das eine Schloßkirche besitzt, deren Hauptportal aus dem 16. Jahrhundert stammt, hat einen eigenen Saal, den sie aus Furcht vor „Petersmännchen“ nicht ausgebaut ha-ben. Im Schloßhof sieht man in einer Nische „Petersmännchen“, den kleinen Haupttheiden der Schloßlegende. Hat das königliche Schloß in Berlin, ha-ben andere deutsche Fürstenschlößer ihre weißen Damen, die um die mitter-nächtliche Stunde in den Gängen her-umspazieren, so hat der Schweriner Palaß einen Iwerz, dem der Volks-mund den gemüthlichen Namen „Pete-rsmännchen“ gegeben hat. Petersmänn-chen gestattet nicht, daß in diesem Schlosse, auch wenn es noch so vielen boulichen Aenderungen unterworfen werden müßte, von Grund aus umgebaut wird, sonst müßte er seine Wohnung, die er nun schon seit mehreren Jahr-hunderten inne hat, verlassen. Wenn das einst der Fall sein sollte, dann würde das älteste Fürstengeschlecht in Europa aussterben. Also bleibt „Petersmänn-chen“.

Die herrlichen Prunträume sehen nur selten große Pruntfeste. Das Großherzogliche Paar übt in diesem Riesenschloß in fürstlicher Weise seine Repräsentationspflichten aus, aber gar oft dient als behaglicher Residenz Schloß Ludwigslust, das besonders von der Großherzogin bevorzugt wird, und in dem das schöne Liebesidyll zwi-schen der Schwester des Großherzogs, der Kronprinzessin Gertride, und dem deutschen Kronprinzen sich abspielte. Die Großherzogin, eine geborene Prin-zessin von Cumberland, ist in ihrem Wesen ganz eine deutsche Fürstin ge-worden, die alle, die ihr näher treten, durch ihre persönliche Anmuth und lie-benswürdige Einfachheit für sich ge-winnt.

Schwerin ist eine der musikalischsten Städte. Man liebt und pflegt hier die Musik, gute Musik, und diese Liebe zur Musik ist auch im Großherzoglichen Schlosse zu finden. Das beweisen nicht nur die Hofkonzerte, zu denen zahl-reiche Einladungen ergeben, sondern mehr

noch die Veranstaltungen im intimen Kreise.

Eine Hochburg der Musik ist das Großherzogliche Hoftheater. Ein prächtiges Seitenstück zu dem Schlo-ße, ein monumentaler Renaissancebau. Das gibt diesem stolzen Schloßplatz noch eine besondere architektonische Ei-genart, das keine der Hauptbauten zwei verschiedene Stilarten aufweisen. Das Palais und das Theater feffeln das Auge durch ihren Renaissance-Charakter, das Regierungsgebäude und das Museum, das unter anderen Schätzen mehrere Meisterwerke von Lucas Cranach dem Älteren aufweist, wirken durch ihre edlen, griechischen Formen.

Der Schöpfer der meisten Bauten, die dem Schwerin von heute künftler-ischen Glanz verleihen. Dieser geniale Künstler hat sich allzusehr von der Posi-tivität hinreißten lassen; er war ein bege-hrter Demokrat des Jahres 1848 und Ende der fünfziger Jahre ein entragter Anhänger der Sozialdemokratie. Der Hofkünstler und der Politiker mußten schließlich inkonflikt gerathen, aber Demmler blieb seiner Gesinnung treu und bestimmte, daß die Einkünfte aus dem großen Hause, das er sich mit dem Material des alten Schloßes ganz in der Nähe des ebenfalls von ihm geschaffenen Arsenalis erbaut hat-te, zu einem Theil seinen Erben und zum anderen Theile verschiedenen so-zialdemokratischen Vereinen zuzufiehn sollen.

Eigentlich ist Schwerin eine moder-ne Stadt, die nur wenig alte, interes-sante Baulichkeiten ihr eigen nennt, aber es besitzt ein Gotteshaus, das seit nahezu sieben Jahrhunderten in seiner gothischen Feierlichkeit aufträgt und ein-en gothischen Kreuzgang von seltener Schönheit aufweist. Es ist das herrliche Wahrzeichen aus alter Zeit, es gibt mit seiner wichtigen Rückfront dem nüchternen Markt ein romantisches Gepräge, es überragt mit seinen stolzen Thürmen alle die Herrlichkeiten der Neuzeit. Allein das, was erst von den letzten Generationen geschaffen wurde, macht Schwerin zu einer modernen Resi-denzstadt, die durch ihre architekto-nisch-monumentalen Schönheiten ihre Weisheit erhält, und in der das Schloß wie ein Palaß aus Schildrand in einer nordischen Landschaft sich erhebt.

Aber sie wollen aus dieser Residenz, die außer ein paar Ziegeleien und Anstaltensfabriken nur wenig Indu-strie besitzt, anheimend durchaus auch eine Verkehrsstadt machen. Was je-doch an neuen Bauten erstanden ist und erstehen soll, bringt gefährliche Risse in Schwerins residenzlichen Charakter. Die stilwidrigen Häuser, die durchaus groß und archaisch sein sollen, aber in diesem Milieu plump und fremdartig erscheinen, verderben die feine und reizvolle Eigenart der Hauptstadt von Mecklenburg-Schwe-riu. Alfred Holzbock.

**Wirkungen des Blizes.**

Die schwere Blizkatastrophe, so schreibt die Berliner Post, ist, die kürzlich in Berlin eine so große An-zahl Opfer gefordert hat, und die überaus zahlreichen Todesfälle, die überhaupt schon in diesem Sommer in Deutschland durch Gewitter verursacht worden sind, rücken uns die Blizgefahr und die Wirkung des aus der Wolke zudenden Strahls in erschreckende Nähe. Todesfälle und Verletzungen durch Bliz erreichen durchschnittlich in Deutschland alljährlich die Zahl von tausend. Besonders werden Menschen, die sich im Freien aufhalten, davon betroffen. Die Erstschütterungen, die der Bliz im menschlichen Organismus hervorruft, sind von furchtbarer Ge-walt, und wenn nicht der sofortige Tod eintritt, so bleiben zumeist schwe-re Lähmungen zurück. Wie plöglich der Schlag durch den Körper fährt, läßt sich daraus erkennen, daß die vom Bliz Getroffenen meist unverändert in der Lage, die sie vor dem Tode hatten, und ohne irgend welche Verletzungen aufgefunden werden. Doch sind die Wirkungen des Blizes nicht selten auch leichter Art. Bisweilen verletz-en Blitze nur die Haut und rufen blutunterlaufene Fiede hervor; in an-deren Fällen werden die Knochen selbst durch den Schlag getroffen. Oft fangen die Kleider der Getroffenen Feuer, dann wieder bleiben sie völlig unversehrt, während der Körper selbst ganz verkohlt ist. Camille Flammar-ion, der ein umfangreiches Sachfassen-material über die „Launen des Blit-zes“ zusammengedrückt hat, berichtet von zwei ganz verschiedenen Wirkun-gen, die beide im Jahre 1904 eintra-ten. Am 15. Sept. wurde der Abbe Ritter bei einem Ausflug auf den Rigi-Kulm vom Gewitter überrascht. Mit Mähe erreichten er und seine zwei Begleiter einen Unterschlupf, als plö-lich ein Blizstrahl herniederzude, von dem der Abbe getroffen wurde, wäh-rend seine beiden Genossen unversehrt blieben. Der Geistliche lag in seiner Soutane am Boden, scheinbar nur be-täubt; als man aber Wiederbelebungs-versuche anstellte, fand man, daß der Kopf eingetreten war; während die Soutane keine Spuren des Blizes zeigte, war das Hemd völlig verbrannt. Am 6. August dagegen wurde der Pächter Henri Vandenberg in Beverf in Belgien morgens früh um 6 Uhr im Bett vom Bliz getödtet und die Leiche auf den Fußboden geschleudert. Der Unglückliche war vom Kopf bis zum Fuß verkohlt, aber sein Hemd zeigte nicht die geringsten Brandspuren. Eine

wichtige Eigenschaft des Blizes ist auch seine magnetische Wirkung, durch die oft Messer, Nadeln oder eiserne Geräte, die die vom Bliz Getroffenen bei sich tragen, magnetisch gemacht werden. Gewöhnlich rufen Blizschläge die nicht den Tod herbeiführen, schwere nervöse Störungen, Rühmungen einzelner Körperteile und ganzer Körperhälfen, Krämpfe, Neuralgie, Schwerhörigkeit oder Blindheit her-vor. Doch führt der französische Gelehrte Arago einige Fälle an, in denen vom Bliz getroffene Personen, nach Heilung von einigen leichten Krankheitserscheinungen, die sie da-durch erhalten hatten, eine Verbesse-rung ihres Gesundheitszustandes em-pfingen, z. B. vom Rheumatismus ge-heilt wurden. Abnormen treten auf der Haut eines vom Bliz betroffenen Körpers die sogenannten Blizfiguren auf, strichförmige Rötthungen, deren Konturen sich zu einem Gesamtbild zusammenfügen lassen, in dem man al-lerlei Verzweigungen und Verästelun-gen, wie etwa das komplizierte Fluß-system einer Landschaft, erkennen kann. Durch einen Blizschlag wird manch-mal die ganze Behaarung des Kör-pers zerstört.

Ein marantes Beispiel ist das des Freigantkapitans Riburet, der am 22. Februar 1812 auf seinem Schiff einen Blizschlag erhielt und dadurch für immer seine Haare, Wimpern, Augenbrauen verlor, während sich seine Nägel im folgenden Jahre in Schuppen abließen. Noch eine ganze Reihe anderer Fälle sind bekannt, in denen durch den Bliz eine völlige Ent-haarung eintrat. Der Bliz hat auch die Wirkung, Metall zu schmelzen; bisweilen schmilzt er sogar ganz be-trächtliche Massen, z. B. lange Eisen-fetten. Meistens aber sind es nur kleine Gegenstände und dabei zeigen sich al-lerlei nestliche Launen dieses gefäh-lichen Kobolde. So schmolz z. B. der Bliz am 1. Jun: 1809 in einem Mädchensentwurf in Bordeaux eine goldene Kette ein, die eine der Damen des Pensionats am Hals trug. Er hinterließ eine schwarze gezackte Li-nie die sich aber bald verwischte. Die vom Bliz getroffene Dame erwachte nach sechs Stunden, ohne irgendwelche Schmerzen zu verspüren. In einem andern Fall stricken zwei Damen ruhig; der Bliz nimmt ihnen einfach die Stricknadeln fort. Bei einer Abend-gesellschaft streckt eine Dame während des Gewitters den nackten Arm zum Fenster hinaus; ein leuchtender Bliz raubt ihr das Armband. Andere seltsame Kunststücke des Blizes sind es, wenn er einem Trinker im Wirths-haus den Becher aus den Händen reißt und auf den Hof schleudert, ein-en Reiter die Reitweiche aus der Hand schmettert oder einen jungen Mädchen, das vor der Nähmaschine sitzt, die Scheere entführt, sie selbst herumwirbelt und auf die Maschine legt. Am 25. Juli 1868 wurde ein Reiter in Nantes auf dem Quai vom Bliz eingehüllt. Der Strohh-fährt durch die Lederhose in sein Portemonnai und hinterläßt dort folgende Wirkung: er schmilzt eine feine Silberhose von einem Fran-cös und bedeckt mit diesem Silber die beiden Seiten eines Zehnfrankstücks. Sonst tut er keinen Schaden. Wäh-rend das Metall als guter Leiter ge-schmolzen wird, zertrümmert der Bliz schlechte Leiter oder schleudert sie weit-hin fort. Bisweilen mit unehrerer Kraft. So hat ein Blizschlag am 6. August 1809 in der Nähe von Man-chester eine Ziegelmauer, die 26 Ton-nen wog, eine Entfernung von 7 Fuß weit fortgeführt. Welch eine Verwir-rung der Bliz anrichten kann, ohne ernsthaft zu schaden, bewies der Strahl, der am 25. November 1904 in Malo-Genre bei Düntkirchen in die kleine Villa des Hauptmanns Clarel ein-schlug. Der Bliz zertrümmerte zwei Schornsteine und einen Balcon und drang dann, ohne irgendwelche Flamm-en zu erzeugen, in den Salon ein, in dem sich der Hauptmann mit seiner Frau und seinen Kindern befand. Mit ungläubiger Schnelligkeit ent-führte er aus der Frisur der Mme. Clarel zwei Kämme, fengte aber das Haar kaum an, dann zertrümmerte er allesGeräth im Hause, füzte die Wö-bel um, warf die Gegenstände nach allen Seiten, zerbrach die Fenster, schleuderte die Fensterläden aus ihren Angeln, entwiderte eine solche Sige, daß alles Metall schmolz, durchlöcher-te die Fußböden und stürzte sich schließlich in den Brunnen, wo er eine Steinplatte im Gewicht von 160 Pfund vollständig zerschmetterte.

**Frühlingshoffnung.**

Mietherin: „Ach, Herr Baumeister, in meiner Küche sind so viele kleine Fliegen!“

Hauseigentümer: „Das thut mit sehr leid, anädige Frau, aber um diese Jahreszeit sind sie noch nicht größer!“

**Auf falscher Fährte.**

Coufine (eine reiche Erbin): „Es war wohl gerade von mit die Rede, als ich kam?“

Cousin: „Woraus schließt Du das, liebe Cousine?“

Cousine: „Aun, ich hörte eben noch, wie Dein Freund fragte: Markt oder Thaler?“

Cousin: „Das stimmt — nur fra-gen wir nicht von Deinem Vermögen, sondern von — meinen Schulden!“

**Die Chinas junger Kaiser lebt.**

Von allen Seiten findet man immer wieder bestätigt, daß die Wahl der alten Kaiserin-Witwe Tschji auf einen sehr aufgewendten und körperlich sehr gefunden Prinzen gefallen ist. Auch an Selbstbewußtsein läßt es, wie man sagt, der kleine Kaiser nicht fehlen.

Bei Tag ist er unter steter Aufsicht des Oberunuchen Chang, den die jetzige Kaiserin-Witwe Lunajü bald nach dem Tode der alten Kaiserin zu diesem Posten erhoben hat. Er steht im Alter von einundvierzig Jahren und wird als äußerst gutmüthig und kinderlich geschildert. Er läßt es aber auch nicht an Entschiedenheit bei der Aufsicht des jungen Kaisers feh-len. Besonders bei den Hauptmahl-zeiten des Vormittags um zehn Uhr und des Nachmittags um fünf Uhr, die die kleine Majestät stets allein, vom Oberunuchen Chang bedient, ein-nimmt, muß er sehr aufpassen, damit der Kaiser, der gern etwas mehr von den schweren Speisen genießen will und den Reisbrei oft verschmät, sich nicht den Magen verderbt. Auch die regelmäßigen Studien haben jetzt be-gonnen, wenn man das Malen der einfachen chinesischen Zeichen, das der kleine Kaiser ebenfalls unter Anleitung des Oberunuchen Chang mit großem Vergnügen täglich von acht bis zehn Uhr übt, schon so nennen darf.

Um sechs Uhr morgens pflegt Hü-anjung sich aus seinem großen King-pobett, neben dem die Kinderfrau auf einem einfachen Holzgestell zu schlafen pflegt, zu erheben. Sobald er sich mit der Unterstützung von Herrn Chang, der bis auf die Nachtstunden stets um ihn ist, angezogen und seinen Reisbrei gekrüht hat, beibt sich Hü-anjung Morgenarufes zur Kaiserin-Witwe, die sich auch im Laufe des Tages, so oft es ihre Zeit erlaubt, nach ihrem kleinen Neffen und Adoptivsohn um-sieht. Das Verhältnis zwischen den beiden Verwandten soll ein sehr herz-liches sein, und Lunajü, der der Kin-derlegen ja versagt war, soll froh sein, jetzt für das ihr anvertraute Kind sorgen zu dürfen. Puiji, wie der An-nahme des Kaisers heißt, wiederum ist glücklich, wenn er die Kaiserin-Witwe, seine Tante, zu sehen bekommt, die einzige nähere Verwandte in dem weiten Palaß. Seine Eltern sieht der junge Kaiser betandlich nie, bis auf die seltenen offiziellen Gelegenheiten, bei denen er aber nicht „Sohn“, nur „Kaiser“ ist. Von seiner Umgebung wird er mit „Manjuji“, das ist „Va-ter der zehntausend Jahre“, angeredet, was im Hinblick auf seine sechs Jahre würde, wollte man den Ausdruck, der unserem „Majestät“ etwa entspricht, wörtlich nehmen.

**Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar.**

hat wieder eine werthvolle Berei-cherung erfahren, und zwar durch ein Album von 330 Silhouetten aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, in dem etwa 200 Bildnisse der be-rühmtesten und literarisch bedeutenden Persönlichkeiten jener Zeit enthalten sind. Das Album ist von Karl Matthäi, dem Erzieher der Kinder der Marquise Brantoni, der alle Rei-sen dieser ruhelosen Dame mitmache, zusammengebracht worden und illus-trirt in meist höchst gelungenen Auf-nahmen alle interessantesten Kreise von Deutschland, der Schweiz (Lavater-kreis) und gar von Frankreich und Italien. Goethe selber ist viermal vertreten; ferner finden sich sein Schwager Schloffer, Lotte Kestner mit ihrem Gatten, Corona Schröter; auch Bilder von Mitgliedern des Leipziger und des Dessauer Kreises, von den Göttinger Dichtern mit Bürger, den Halberstädtern mit Gleim, von Klop-stock und Matthias Claudius sind vor-handen. Auffallen muß, daß Schiller und sein Kreis nicht vertreten sind. Schließlich sei noch eines Gesandtes erwähnt, welches ein Weimarer Goethe-Freund mit dem von Jage-mann in Del gemalten Porträt seiner Schwester, der berühmten Schauspie-lerin Caroline Jagemann-Heugendorf, dem Goethehause gemacht hat.

**Erlebens.**

Am südlichen Schwarzwalde läß man auf einem Grabstein folgende Inschrift: „Hier ruht Jakob Wener. Er lebte 29 Jahre als Mensch und 3 Jahre als Gatte.“



Redakteur: „Sie sind ja jetzt außeror-dentlich produktiv.“

Walter: „Na, ich muß doch leben!“

Redakteur: „Nun denn das durchaus notwendig!“